

**Rede des Oberbürgermeisters Fritz Schramma anlässlich der
Diskussionsveranstaltung „Köln + Düsseldorf: mehr als eine Utopie...“ am
Dienstag, den 28. August 2001, 18.30 Uhr, in der Kundenhalle der Dresdner
Bank AG Niederlassung Köln, Eingang Komödienstraße 18 – 24, 50667 Köln**

Lieber Kollege Erwin,
sehr geehrter Herr Schulte,
sehr geehrter Herr Dr. Neuhaus,
meine Damen und Herren,

„Köln und Düsseldorf: Mehr als eine Utopie...“ so lautet die zentrale These der heutigen Veranstaltung. Ich erwidere: Nein.
Nein - Köln und Düsseldorf ist nicht mehr als eine Utopie.
Im Gegenteil, die Utopie ist wichtig, ja notwendig, wenn unsere beiden Städte zusammen arbeiten wollen - und ich meine, sie sollten noch enger zusammenwirken. Köln ist jedenfalls bereit!

Die Äußerung zur Utopie wird Sie vielleicht überraschen. Ich möchte Ihnen aber als Einstieg in die Diskussion deutlich machen, wie ich den Begriff Utopie verstehe. Und wie ich meinen Begriff von Utopie auf das Verhältnis unserer beiden rheinischen Konkurrentinnen, Köln und Düsseldorf, anwende.

Wie ihnen sicher bekannt ist, stammt das Wort Utopie aus dem Griechischen, und bedeutet Nirgendort.
Die Utopie ist also etwas, was keinen Ort besitzt, das nicht an einen Ort gebunden ist. Und die Frage des Ortes oder Standortes ist bislang oft Hauptgrund und Hauptursache für die Probleme zwischen Köln und Düsseldorf gewesen. Und ist es bis heute.

Ich vertrete die These, dass Köln und Düsseldorf nur dann partnerschaftlich miteinander leben konnten und können, wenn es um übergeordnete Dinge geht. Wenn es um Dinge geht, die nichts mit einem Ort oder Standort, mit einem konkreten Vorteil für nur eine Stadt zu tun hatte. Wenn es also um Utopie im klassischen Sinne ging.

Schief und belastet war das Verhältnis hingegen immer dann, wenn es konkret um Orte, um Standorte ging.

1288 etwa bei der Schlacht bei Worringen haben Kölner und Düsseldorfer zusammen für eine größere Sache gekämpft. Die Düsseldorfer unterstützten die Kölner und umgekehrt im Kampf gegen den Erzbischof Siegfried von Westerburg. Das Ergebnis ließ sich für beide Seiten sehen: Die Kölner waren den Erzbischof quitt, dieser residierte von nun an in Bonn. Und die Düsseldorfer erhielten die Stadtrechte.

Auch im 19. Jahrhundert haben immer wieder übergeordnete Fragen Köln und Düsseldorf zusammenarbeiten lassen.

So kam es im Juni 1843 zu einem Köln-Düsseldorfer Verbrüderungsfest. Denn die Preußen versuchten, das französische Zivilgesetzbuch, den Code Napoleon wieder abzuschaffen. Die gesamte Rheinprovinz protestierte heftig dagegen. Denn das französische Recht war zum Symbol geworden für eine moderne und klar gegliederte Justiz. Als die Kölner hörten, dass der Provinziallandtag in Düsseldorf die Rechtsänderung einstimmig abgelehnt hatte, beschlossen sie spontan, mit Booten nach Düsseldorf zu fahren. Die Düsseldorfer wiederum begrüßten die Kölner begeistert mit den folgenden Worten: „Köln ist unsere wahrhafte Metropole; Köln verdient es, uns voran zu gehen. Wir erkennen ihm diesen Ruf ganz und ohne Neid zu.“ (Pause)

Waren das noch Zeiten! dachte ich, als ich das las.

So zumindest die Kölnische Zeitung vom 24. Juni 1843. Ob dieser Satz heute noch gültig sein sollte, wird jeder hier im Raum sicher anders sehen.

Nach dem zweiten Weltkrieg aber wurden Standortfragen, die Fragen der Ansiedlung zentraler Verkehrsobjekte oder auch von Institutionen zum Zankapfel zwischen beiden Städten.

Es begann mit der Frage, ob das neugegründete Nordrhein-Westfalen nun einen oder zwei Flughäfen brauchen würde, und ob der Düsseldorfer Flughafen dem Kölner Flughafen vorzuziehen sei.

Es ging um die Frage der Landeshauptstadt, und es ging um die Ansiedlung des Landschaftsverbandes Rheinland.

Köln war im Krieg stark zerstört worden und kämpfte nun darum, seine alte Stellung unter den Städten des Rheinlandes wieder zu gewinnen. Dabei berief sich Köln darauf, als bekanntermaßen nicht nazifreundliche Stadt von der Regierung in Berlin in jenen Jahren benachteiligt worden zu sein. Dafür sollte nun ein Ausgleich her, genau so wie beim Bonn-Berliner Ausgleich in jüngster Zeit.

Dann aber setzen Entwicklungen ein, die für mich nicht ohne Parallelen zur Gegenwart sind.

In der Frage des Flughafens zogen Düsseldorf und Köln zunächst an einem Strang. Aber schon bald zeigte sich, dass die Düsseldorfer eigene Pläne hatten. Es kam dann schon 1947 zum Abbruch der Verhandlungen. Die Auseinandersetzung zog sich über die 50er Jahre hin, bis durch das Aufkommen der Düsenflugzeuge der Ausbau Wahn zu einem zweiten Standort als Flughafen möglich wird.

Und das folgende Zitat stammt nicht etwa aus einer Zeitung im Jahre 2001 und behandelt Fragen der Olympiabewerbung oder des Metrorapid. Vielmehr schreibt die Kölnische Rundschau am 24. September 1950 unter der Überschrift „Patenonkel Konrad (gemeint ist Konrad Adenauer) und das kleine Würmchen (damit ist der Flughafen Wahn gemeint)“:

„Obwohl die Besiegelung des Freundschaftsbundes zwischen Köln und Düsseldorf soeben noch durch den Besuch kölnischer Fastelovendsspitzen an der Düssel aus Anlass der dortigen Karnevalsschlagerauswahl den allerletzten Glanz erhielt, haben wir in den letzten Tagen den Eindruck gewonnen, dass auch hier nicht alles Gold ist, was glänzt. Schier über Nacht war eine neue kleine Kontroverse ausgebrochen, war gewissermaßen auf Flügeln des Windes oder auch, wenn man so will mit Windesflügeln, herbei geeilt.“

Sie sehen, die Standortfragen haben Kölner und Düsseldorfer entzweit, belastet.

Meine Damen und Herren,
im Zusammenhang mit einem Europa der Regionen ist es nötig, dass auch Köln und Düsseldorf miteinander kooperieren, um sich gemeinsam mit lauter Stimme im Konzert der europäischen Regionen bemerkbar zu machen.
Für eine solche Zusammenarbeit müssen wir uns auf die Stärken und die Gemeinsamkeiten der Städte besinnen.
Auch dafür hat es Vorschläge in den 50er und 60er Jahren gegeben. So wird immer wieder die gemeinsame Herkunft betont. Der Kölner Erzbischof Kardinal Frings hat das Verhältnis der beiden Städte einmal auf den Punkt gebracht. Er sagte: „Rivalität an sich schadet nicht, denn Wettbewerb ist gesund. Die Eigenheiten des jeweils anderen müssen wahrgenommen werden, so wird in Köln mehr Mundart gesprochen als in Düsseldorf, dafür spielen dort die Stadtteile eine größere Rolle. Denn der Kölner ist Kölner egal in welchem Stadtteil er wohnt und von woher er zugezogen ist. Der Düsseldorfer ist aber in erster Linie Gerresheimer oder Oberkasseler und dann erst Düsseldorfer.“ Soweit Kardinal Frings.

Für mich stellt sich nun die Frage, ob wir die Vergangenheit, die Geschichte, als Lehrmeisterin annehmen wollen.
Damit komme ich wieder zu meiner Ausgangsthese zurück. Utopie, Nirgendort ist notwendig, wenn Köln und Düsseldorf zusammenarbeiten.

An uns ist es nun zu überlegen, welche Fragen wir nun utopisch behandeln wollen und in welchen Fragen wir den Ort, den Standort in den Mittelpunkt stellen wollen.

Im Bereich der Kultur etwa scheint dies möglich. Das städteübergreifende Projekt „Tanzstraße“ zwischen Köln, Bonn und Düsseldorf die Kooperation im Bereich der Literatur und der Historischen Archive ist hier vorbildhaft.

Auch Verkehrsfragen bieten sich an, etwa bei der Zusammenarbeit der Flughäfen.

Und letztlich wünsche ich mir, dass auch die Olympiade 2012 eine Utopie werde, ein Nirgendort, der nicht an der Standortfrage Köln oder Düsseldorf oder das Ruhrgebiet scheitert.